



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Klabunkerstraße : Roman : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Klabunferstraße

Roman von Charlotte Niese

(Schluß)

22



ier Jahre lang war Elisabeth gesund gewesen; jetzt lag sie in ihrem kleinen Wohnzimmer auf dem Ruhebett und wünschte sich den Tod. Ein leises Einschlummern nach Kampf und Arbeit, einen tiefen Schlaf nach allen Schmerzen der Sehnsucht und der Reue.

Von draußen her legte sich die Dämmerung über die Welt, und im Nebenzimmer sangen die Kinder. Die armen Kleinen, die so lange mit der Krankheit gekämpft hatten und sich nur langsam erholten. Mutter war noch immer nicht ganz gesund und leicht gereizt und weinerlich, wie man es sonst nicht an ihm kannte.

Bei seiner Pflege hatte sich Elisabeth überanstrengt, besonders da auch Rosalie krank geworden war und ihr nicht helfen können. Nun kämpfte sie mit einem Zusammenbruch ihrer Nerven und war nur froh, wenn sie ganz still liegen konnte und nicht nötig hatte zu denken. Aber die Gedanken kamen ungerufen, und die große Sehnsucht in ihrem Herzen erhob ihr Haupt und nahm ihr die Ruhe. Sie hatte so wenig Geduld mit Wolf gehabt. Sie war im Zorn von ihm gegangen und hatte ihn vergessen wollen. Sie hatte ihren verletzten Stolz reden lassen und nicht ihr Herz. Nun war sie einsam, und das Leben lag dunkel vor ihr.

Im Nebenzimmer sang Zella:

Herr, schicke, was du willst,
Ein Liebes oder Leides.
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Das Verschen hatte sie von Rosalie gelernt und eine Melodie dazu erfunden. Jetzt fiel auch Irmgard ein:

Herr, schicke, was du willst.

Dünn klangen die Kinderstimmen und müde dazu, aber Elisabeth richtete sich auf und stützte den Kopf in die Hand. Wenn sie davonging: was wurde aus den Kindern?

Ich bin vergnügt, sang Irmgard, und ihre Mutter legte sich in die Kissen. Wolf würde kommen und seine Kinder holen. Er hatte ein Recht auf sie, und Elisabeth hatte sich schon lange heimlich gewundert, daß er dieses Recht nicht geltend machte. Sie hatte ihm zwar den weitaus größten Teil ihrer Erbschaft unter der Bedingung überlassen, daß die Kinder ihr verbleiben sollten; aber der Rechtsanwalt hatte ihr damals gleich gesagt, daß der Vater immer Ansprüche auf seinen Sohn hätte. Wolf hatte auch niemals seine Einwilligung zu diesem Vorschlag gegeben. Er hatte Elisabeth ziehen und sich von ihr scheiden lassen; derselbe Rechtsanwalt aber hatte ihr mitgeteilt, daß bei ihm alljährlich vom Baron Wolfenradt eine bedeutende Summe auf den Namen seiner Kinder hinterlegt würde. Also Wolf dachte an seine Kinder, und Elisabeth ahnte, daß er sich mehr mit dem Gedanken an sie beschäftigte, als er jemals eingestehn würde. Er war so stolz auf

Nuttger gewesen, und wenn er sich anscheinend wenig um seine kleinen Töchter bekümmert hatte, so war doch sein Gesicht so freundlich geworden, wenn er von ihnen gesprochen hatte. Nun aber war er einsam. Immer dunkler wurde das Zimmer, und in Elisabeths Seele wurde es noch düsterer. Sie hatte ihn doch immer geliebt, trotz aller Fehler und Schwächen. Ach, und sie wußte kaum mehr, daß er Fehler und Schwächen hatte. Wenn sie nur einmal seine Stimme hören, seine Hand fassen könnte! Herr Müller hatte gesagt, sein Mund hätte einen Zug von Schwäche. Was wußte Herr Müller davon? Und wenn er auch Recht gehabt hatte, war sie denn immer stark gewesen?

Der Gesang nebenan war still geworden; eine freundliche Stimme sprach mit den Kindern. Elisabeth horchte gedankenlos. Es war etwas in dem Klang, das sie zurückführte in vergangene Zeiten; in eine Straße mit spitzen Giebeln, wo der Milchkarren rasselte und der Hund bellte; wo die Arbeit mühselig war, und das Herz viel unbeschwerter.

Leise klang ein Schritt neben ihrem Lager, und ein Mann kniete vor ihr. Sie erschrak nicht; es war ein Traum.

Wolf, flüsterte sie, verzeihe mir.

Er legte seine Stirn auf ihre Hand.

Kannst du vergeben?

Bei dem Ton der Stimme richtete sich Elisabeth auf, fiel aber gleich zurück.

Ich mag nicht mehr leben, Wolf, vergib mir.

Im anstoßenden Zimmer plauderten die Kinder; sie mußten sich über etwas freuen, denn sie lachten. Hier war es ganz still geworden, Elisabeth brach endlich das Schweigen.

Nimm du die Kinder und sei gut mit ihnen. Habe Geduld mit ihrer Schwachheit.

Ich will Gott bitten, daß er sie stärker werden läßt, als ich es war, erwiderte Wolf heiser. Aber nicht mir gehören sie, sondern dir. Ich habe sie verwirkt.

Ich aber werde sterben, Wolf.

Mit einem Schrei fuhr er auf.

Du darfst nicht sterben. Was soll ich beginnen ohne dich auf der Welt?

Wieder wurde es still zwischen ihnen. Was sollten sie auch sagen? Sie saßen Hand in Hand, wie einst in schönen, sonnigen Tagen; zwischen ihnen aber floß das schwarze Wasser des „Zu spät.“

Nach einer Stunde ging Wolf über die Landstraße, der Stadt zu. Der Abend war zu einem Besuch im Kloster zu weit vorgerückt; auch konnte er sich nicht entschließen, von Elisabeth zu Melitta zu gehn. Zum Abschiede hatte er noch einmal an der Thür des Nebenzimmers gestanden und seine Töchter plaudern hören. Mit ihnen sprach die gute Frau Heinemann, die sich so wunderte, daß er ganz mit nach Moorheide gefahren war, und noch mehr, daß er den Wagen allein bezahlt hatte; die sich dann aber still abgewandt und kein Wort mehr gesagt hatte, obgleich sie vor dem Ende der Fahrt wieder gesprächig geworden war und von ihrem Malerjungen, von seinen schönen Bildern und der Kirche gesprochen hatte, in der er jetzt malte. Nein, sie hatte nichts mehr gesagt, und Frau Fuchsius, die den Wagen vor dem Hause erwartete und den ersehnten Besuch mit herzlicher Freude begrüßte, hatte zuerst nur den fremden Gast erstaunt angesehen. Dann hatte Frau Heinemann aus der Klabunkerstraße sie auf die Seite gezogen, eifrig mit ihr geflüstert, und Wolf hatte sich allein zu Elisabeth gefunden.

Elisabeth war nicht verlassen. Die Leute aus der Klabunkerstraße, die ihr früher beigestanden hatten, würden sie auch jetzt nicht vergessen. Sie würde hoffentlich wieder gesunden, und das Leben ging dann weiter. Auch für Wolf Wolfenradt. Müde schlich er der Stadt zu, und der Wind flog hinter ihm her.

Die ganze Nacht lang heulte der Sturm. Er segte über das Kloster zu

Wittekind und riß einige Dachziegel vom Abtissinnenhause. Als Melitta nach dem Frühstück durch den Klosterpark ging, wickelte sie sich fröstelnd in ihren Todermantel.

Klaus Fuchsius kam ihr entgegen.

Im Torwarthaus ist es warm, sagte er. Ich will Ihnen dort den ersten Akt meines neuen Dramas vorlesen!

Melitta warf ihm einen gleichgiltigen Blick zu.

Lieber Herr Fuchsius, ich mag keine Dramen mehr, und das Torwarthaus ist mir nicht anziehend.

Was wollen Sie denn? fragte er.

Was ich will? Die junge Frau blieb stehn und sah in den Himmel. Graue Wolken zogen darüber hin; ein Lappen Blau kam zum Vorschein, und die Sonne sandte einen wässerigen Strahl auf die Erde.

Was ich will? Melitta wiederholte das Wort und wandte sich dann ab.

Sie will ich nicht, mein Lieber! sagte sie hochmütig und ging so schnell an Klaus vorüber, daß er sie nicht einholen konnte. Er wollte es auch nicht; er blieb stehn und griff an seinen Kopf.

Am die Mittagzeit malte Alois Heinemann wieder allein in der Sakristei. Die Arbeiter hatten die Kirche verlassen, und sein Kollege, der hin und wieder zu ihm kam, hatte die Gelegenheit wahrgenommen, auf dem Klosterpachthof sein Mittagbrot einzunehmen. Nun blieb er täglich länger aus; wahrscheinlich weil eine hübsche junge Städterin auf dem Pachthof die Wirtschaft erlernte. Das also war für Melitta die rechte Zeit, und sie benutzte sie dazu, mit Alois zu sprechen; in den letzten Tagen aber war sie nicht gekommen, und Alois empfand ihr Ausbleiben wie eine Erleichterung.

Er arbeitete besser, wenn Melittas Augen nicht jede seiner Bewegungen verfolgten; ihre wunderlichen Reden verfürten ihn, und endlich dachte er immer öfter an Elsie Wolfenradt. Allerdings mit einem Seufzer über seine törichten Gedanken. Das Seufzen aber half nichts; immer wieder glitt ein Gedanke durch seine Seele und baute in seinem Herzen ein hellglänzendes Lustschloß. Trotz der spitzen Giebelhäuser der dunkeln Klabunkerstraße.

Auch heute kam der zudringliche Gedanke wieder und wieder, trotz Seufzens und Kopfschüttelns, als Melitta zu ihm eintrat.

Lassen Sie sich nicht stören, Herr Heinemann. Ich setze mich in eine Ecke und sehe Ihnen still zu.

Alois verbeugte sich schweigend und arbeitete weiter an seiner Malerei, während Melitta ihre Augen in dem kleinen Raum hin und her gehen ließ. Nachdenklich sah sie endlich nach den schmalen hohen Fenstern der Sakristei, durch die die Sonne schien. Es hatte sich aufgeklärt, und der Wind war still geworden.

Die ganze Nacht habe ich nicht schlafen können, sagte sie endlich. Ich denke so viel nach, Herr Heinemann. Mein Leben ist verdorben. Früher dachte ich, ich könnte es zwingen, und es könnte so werden, wie ich es wollte.

Sie schwieg und richtete ihre Augen auf Alois, als erwartete sie eine Antwort.

Er aber malte an zwei Engeln, die sich auf einem Blütenbaume wiegten, und antwortete nicht.

Da begann sie von neuem. Meine Mutter habe ich kaum gekannt. Sie starb, als ich zehn Jahre alt war, und ich glaube, mein Vater trauerte kaum um sie. Er hatte sie in törichter Übereilung geheiratet; dann machte sie ihn tief unglücklich. Als ich größer wurde, war er ein müder, verdrießlicher Mann. Ich aber wuchs auf mit dem Hunger nach einem reichen Leben, nach Liebe und Lust; nach allem Schönen, das die Welt geben kann. Als ich aber das Glück in Händen hielt, warf ich es in den Staub, und es ist niemals wieder gekommen.

Mitleidig hob Alois die Augen zu ihrem schönen, traurigen Gesicht; da ging die Sakristeitür auf, und Klaus Fuchsius stand auf der Schwelle. Die eine Hand hielt er hinter seinem Rücken verborgen, während er mit der andern auf Melitta zeigte.

Also wieder einmal hier, Frau Baronin? fragte er spöttisch.

In Melittas Gesicht trat ein harter Ausdruck.

Was wollen Sie hier?

Alois begann wieder zu malen. Es war ihm peinlich, daß dieser unangenehme Mensch in seine Sakristei kam; und obgleich Melitta so rätselhaft war, so konnte er doch nicht begreifen, daß sie mit Klaus Fuchsius, umgehen mochte.

Beide wechselten einige zornige Worte.

Gehn Sie hinaus! rief Melitta endlich.

Klaus Fuchsius lachte.

Komm du mit mir! Oder hast du diesen Anstreicher lieber als mich? Ich will ihn wegfeigen von der Erde!

Als Alois den Blick hob, sah er den Lauf eines Gewehres auf sich gerichtet.

In diesem Augenblick sprang Melitta auf und warf beide Arme um den Maler. Mit dumpfem Dröhnen ging der Schuß los, und Alois hielt Melitta in den Armen. Sie stand noch aufrecht; dann glitt sie leise an ihm nieder.

Für dich! sagte sie.

Klaus Fuchsius lachte. Er hielt die Doppelflinte noch auf Alois gerichtet.

Nun kommst du daran! sagte er zufrieden, stieß dann aber einen Schrei aus.

Denn eine kräftige Hand riß ihn zurück.

Du Dummkopf! schrie er. Aber seine Arme waren wie in einem Schraubstock, und mit einem wütenden Blick sah er Wolf Wolfenradt an. Dann lachte er von neuem.

Totgeschossen habe ich sie doch, du Dummkopf. Laß mich los! Ich will mit mir allein sein!

Melitta lag noch immer in den Armen des Malers; nun ließ er sie sanft zur Erde gleiten.

Kennst du mich? fragte Wolf leise. Er hatte Klaus Fuchsius den herbeigeeilten Arbeitern übergeben und kniete neben seiner Frau.

Sie sah ihn geheimnisvoll lächelnd an.

Ich kenne mich selbst nicht, flüsterte sie. Wie sollte ich dich kennen?

So glitt Melitta aus dieser Welt der ungelösten Fragen in das Land, wo alle Rätsel ihre Lösung finden sollen.

* * *

Die Wolfenradts von der Wolfenburg hatten sich in Engadin mit Gräfin Betty Eberstein und mit ihrer Prinzessin befreundet und machten öfters Bergtouren zusammen. Baron Felix, ein ruhiger, etwas phlegmatischer Mann, widmete sich vor allem der Prinzessin, deren Ruhe und Lebenswürdigkeit er bewunderte.

Baronin Lolo aber schwärmte in voller Begeisterung für Gräfin Eberstein. Betty Eberstein war bedeutend angenehmer geworden, viel ruhiger und nicht mehr so energisch. Sie vermied es, andern Menschen unangenehme Dinge zu sagen, und ihr Urteil war sehr viel milder geworden.

Es war gut, daß ich das Kloster verließ und mich nicht in enge Verhältnisse zwängte, sagte sie eines Tags zu Baronin Lolo, als die beiden Damen philosophische Betrachtungen über die besondern Lebensführungen der einzelnen Menschen anstellten. Ich glaube, in Wittekind wäre ich ganz unausstehlich geworden.

Sollten Sie nicht einmal Abtissin dort werden? fragte Lolo, die das Talent hatte, die Angelegenheiten andrer teilweise zu vergessen und teilweise durcheinander zu bringen.

Betty Eberstein antwortete nicht, und Lolo hatte die Empfindung, etwas Taktloses gesagt zu haben.

Kommen Sie nicht einmal nach Wittekind? setzte sie hastig hinzu. Elsie schrieb neulich, Asta sehnte sich nach Ihnen.

Nach mir? fragte die Gräfin nachdenklich, während sie einem Vogel nachsah, der nach Norden flog. Aber sie ging nicht weiter auf die Sache ein.

Am andern Tage steckte Lolo der Gräfin einen Brief in die Hand.

Dieses Schreiben aus Wittkind müssen Sie mir erklären.

Die Damen saßen in der Nähe ihres Gasthofes auf einer grünen Matte, und um sie standen die schweigenden Alpenriesen.

Die Gräfin las bedächtig. „Ehrwürdige Frau Baronin! Da es mich im Gewissen bedrückt, ich es aber nicht genau weiß, da Auguste vier Glas Malaga getrunken hatte und sehr fröhlich war; ich aber doch lieber ne Junge will, wenn ich an den Ehestand denke und noch nicht sagen kann, ob überhaupt, so meine ich, daß Auguste vielleicht nicht ganz rechtmäßig alles hat, was sie hat. Aber ich will natürlich nichts gesagt haben und denk auch nur an klein Fräulein, und das Gericht darf es nicht wissen, und verbleibe hochgeneigtest Christian Lührsen.“

Die Gräfin betrachtete die Adresse des Briefes. „Ihro Ehrhochwürden Frau Baronin Wolfenradt, Schweiz.“

Jedenfalls ist die Schweizer Post sehr gut, sagte sie lächelnd.

Und was meinen Sie zu dem sonderbaren Brief? erkundigte sich die Baronin. Er riecht außerdem nach Pferden.

Pferdegeruch ist für jeden deutschen Landwirt etwas Hochanständiges, entgegenete Betty. Außerdem muß Christian Lührsen nach Pferden riechen, denn er ist Kutscher auf dem Pachtthof zu Wittkind und wird auch Sie gefahren haben. Der Brief hat etwas mit der Erbschaft von Fräulein von Werlentin zu tun.

Ach Gott! Lolo seufzte. Von der Geschichte möchte ich nichts mehr wissen. Von der alten Großtante haben wir nun einmal nichts gekriegt, und da Elsie mit Fassung schreibt und die Tante noch immer betrauert, so habe ich unter diesen Erbschaftstraum einen Strich gezogen, wie unter alle meine Träume. Christian Lührsen hat natürlich Malaga aus dem Nachlaß der Tante zu trinken bekommen, und dadurch ist sein Kopf verwirrt worden. Ich kann es mir denken und werde ihm bei meinem nächsten Besuch in Wittkind einen Briefsteller für Kutscher mitbringen. Den gibt es gewiß; denn es gibt ja Bücher für alles. Nun aber soll ich im Auftrag meines Mannes Sie und Ihre durchlauchtige Prinzessin fragen, ob Sie Lust hätten, mit uns auf drei bis vier Tage nach Bermatt zu fahren. Wir richten es bequem ein, und Sie werden nichts dagegen haben, daß wir Moppi mitnehmen. Das Wetter ist günstig, und man muß es benutzen.

Beide Damen waren geneigt, diese Tour mitzumachen, und noch an demselben Abend wurde Pontresina verlassen. Dann setzte bald ungünstiges Wetter ein; aus den drei Tagen, die man für die Fahrt beabsichtigt hatte, wurden fünf, und als die kleine Gesellschaft eines Abends spät in ihr Standquartier zurückkehrte, kam ihr der Portier mit zwei Telegrammen entgegen, die schon länger auf ihre Empfänger warteten.

Eins war von Elsie an ihre Mutter gerichtet. „Komme sofort“ lautete es; das andre trug die Adresse von Gräfin Eberstein, und sein Inhalt lautete: „Ich lege mein Amt als Äbtissin in deine Hand. Asta Wolfenradt.“

Einen Augenblick sahen sich die beiden Damen ratlos an. Was war in Wittkind geschehen, was konnte geschehen sein?

Dann trat Baron Felix zu ihnen, und die ruhige, in jeder Lebenslage sich gleich bleibende Prinzessin sagte dasselbe, was der Baron meinte. Die Damen mußten am nächsten Morgen nach dem Kloster Wittkind abreisen.

So geschah es; und Moppi, der nicht ohne seine Mutter sein konnte, ebenso wie sie nicht zu begreifen vermochte, daß sie ohne ihn niemals hätte leben können, begleitete sie. Es war eine lange Fahrt; zuerst mit der Post über die Pässe, dann mit der Eisenbahn. Einmal wurde ein Anschluß verpaßt, und dadurch gingen sechs Stunden verloren; aber an einem frischen Herbstmorgen stiegen die beiden Damen mit dem Knaben auf der kleinen Eisenbahnstation aus und fuhren mit dem aus der Stadt telegraphisch vorher bestellten Wagen zum Kloster Wittkind. Denn allmählich war auch über sie die Furcht gekommen, und sie hatten beschlossen, sich nicht anzumelden, sondern keine Zeit zu verlieren.

Nun saßen sie also im Wagen und rollten durch die Felder, auf denen noch der Morgennebel lag. Keine von ihnen sprach; beide hatten die Augen geschlossen und empfanden die Strapazen der fieberhaften Reise. Nur Kurtchen Wolfenradt hatte immer gut geschlafen, war jetzt ganz wach und zählte die Vögel, die an ihm vorüberflogen, oder die Bäume, die so kerzengerade in den blauen Himmel ragten. Der Wagen näherte sich jetzt dem Kloster; das Bübchen stand auf und schlug in die Hände.

Muttchen, Tante Eberstein; da kommt aber etwas Schönes!

Die Damen fuhren auf aus ihrem Hinbrüten; der Kutscher aber lenkte sein Gefährt zur Seite und nahm den Hut vom Kopfe. Vom Kloster begannen die Glocken zu läuten, und aus dem Tor kam ein langer Leichenzug. Kerzengerade saß Christian Bührsen auf dem Bock des Leichenwagens und lenkte die schwarz verhängten Pferde, während ihm eine große Menschenmenge folgte. Die Sonne trat aus dem Nebel und warf ihr funkelndes Licht auf den schwarzen Wagen, auf den Sarg mit seinen Silberbeschlagen und Kränzen, auf alle, die vor- und die hinterher gingen. Rot hoben sich die Klostermauern von dem hellen Himmel ab, und eine Schar von weißen Tauben flatterte auf und nieder.

Wer wird hier begraben? fragte Gräfin Eberstein einen Mann, der sich an ihren Wagen gestellt hatte.

Er sah sich um.

Baronin Melitta Wolfenradt.

Die Glocken läuteten, und Gräfin Eberstein sah dem Leichenwagen nach. Dann legte sie die Hände vor das Gesicht und weinte, wie sie lange nicht geweint hatte.

* * *

An diesem Tage stand Asta Wolfenradt vor Betty Eberstein.

Nimm mir die Last des Amtes ab, bat sie. Ich kann sie nicht mehr tragen.

Gräfin Eberstein faßte die Hand der Jugendfreundin.

Auch ich habe Lasten zu tragen und sehr viel gesündigt, sagte sie ernsthaft.

Wir alle sind schwache und elende Menschen.

Aber ich kann nicht mehr! wiederholte Asta. Du weißt doch, daß ich mir das Amt erschlich. Ich wußte um die Briefe!

Betty lächelte ein wenig.

Das wußte ich lange. Aber wie es kam, so ist es gut gewesen — für mich wenigstens. Außerdem muß man die Gesetze halten; ich aber wollte sie umgehn.

Ich duldete Klaus Fuchsius auf dem Kloster und habe Melittas Tod auf dem Gewissen! murmelte die arme Äbtissin.

Weißt du das so genau? War Melitta eine Persönlichkeit, die sich leiten und lenken ließ? Ich habe sie mehr auf dem Gewissen als du! setzte Gräfin Eberstein hinzu. Ich hätte sie lieben, sie behüten sollen; ich dagegen — sie ließ Asta los und ging im Zimmer hin und her. Wir Menschen sind so schwach! So kleinlich, so rachsüchtig. Auf der Reise, in den Bergen, im Verkehr mit einer geliebten Freundin habe ich darüber nachdenken lernen. Draußen in der Welt ist meine Seele freier geworden; deshalb war es gut, daß sie aus den engen Banden kam!

Ich aber bin in den engen Banden, und sie ersticken mich! rief Asta.

Betty sah in ihr abgekehrtes Gesicht.

Ruhe dich aus, tröstete sie. Ich will dir beistehn. Sind wir nicht ehemals Freundinnen gewesen? Damals waren wir jung, jetzt sind wir alt. Aber gerade das Alter kennt die Sehnsucht und die Einsamkeit.

Die Freundinnen hielten sich umschlungen, und die Schranke fiel, die Ehrgeiz und Born zwischen ihnen errichtet hatten.

Im Äbtissinnengarten ging Baronin Lolo Arm in Arm mit ihrer Tochter.

Ich habe Melitta nicht lieb gehabt, sagte Elsie traurig. Und ich bin ihr immer aus dem Wege gegangen. Das war sehr verkehrt, Mutterchen, ich hätte gut mit ihr sein sollen, vielleicht — sie hielt inne.

Wo ist Herr Fuchsius? fragte Lolo nach einer Weile.

Er hat sich ruhig fesseln lassen und ist in eine Anstalt für Geistesranke gebracht worden. Nur nach seinen Papieren im Torwarthause hat er gerufen und von einem Drama gesprochen, das er vollenden mußte. Dazu bedürfte er der Einsamkeit.

Und Onkel Wolf?

Ich habe ihn fast gar nicht gesehen. Er ging immer allein im Kreuzgang hin und her, kein Mensch wagte mit ihm zu reden!

Mutter und Tochter standen an der Sonnenuhr, wo die Messingbuchstaben im Abendschein glänzten.

Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott.

Die Baronin sagte es vor sich hin. Elsie aber brach plötzlich in Tränen aus.

Was hast du? fragte ihre Mutter überrascht.

Elsie schluchzte stärker. Du fragst gar nicht nach Herrn Heinemann, Mutterchen, und er — er ist doch die Hauptperson!

Es war ein Glück, daß Kurtchen, genannt Moppi, in diesem Augenblick laut nach seiner Mutter schrie, und daß die Baronin seinem Rufe folgen mußte.

Auf diese Weise hatte sie Gelegenheit, sich von einem Zustande großen Staunens zu erholen. Sie fand auch später keine Muße, ihren eignen Gedanken nachzuhängen. Die Äbtissin legte sich noch an demselben Abend mit einem schweren Nervenfieber, und die Ärzte sagten, es würde lange dauern, ehe sie wieder imstande sein könnte, ihr Amt auszufüllen.

Da war es also ein Glück, daß Gräfin Eberstein an ihre Stelle treten und mit gewohnter Tatkraft alle Geschäfte übernehmen konnte. Sie war unermüdet und unübertrefflich, man merkte ihr an, mit welcher Freude sie einmal wieder arbeitete. Dabei bemühte sie sich im Sinne von Asta zu handeln und zeigte auch hier, daß sie wirklich milder und größer hatte denken lernen.

Lolo und Elsie blieben vorläufig im Äbtissinnenhause, Kurtchen lernte für sich im Kreuzgang allein spielen und pflückte sich manche Blume von dem stillen kleinen Friedhof, und Baron Felix mußte allein nach Oberitalien reisen.

Das schadet ihm nichts, sagte Lolo zu Betty Eberstein. Männer müssen sich gelegentlich allein helfen, dann kommt ihnen zum Bewußtsein, wie gut ihre Frauen sind. Ich habe übrigens daran gedacht, ob ich nicht Wolf bitten sollte, zu seinem Bruder zu reisen. Er kann sich doch nicht ganz und gar auf dem Dovenhof ein-spinnen.

Baron Wolf war nämlich gleich nach Melittas Beerdigung nach dem Dovenhof abgereist und hatte sich nicht wieder im Kloster sehen lassen.

Gräfin Betty schüttelte den Kopf.

Lassen Sie Ihren Schwager nur zur Ruhe kommen, ich denke mir den Dovenhof sehr zuträglich für ihn. — Heute Morgen hatte ich einen traurigen Besuch, setzte sie nach einer Pause hinzu. Frau Fuchsius von Moorheide.

Waren Sie übrigens einmal auf Moorheide?

Die Baronin überwand eine leichte Verlegenheit.

Gestern fuhr ich hinaus. Ich sah aber nur Frau Heinemann aus der Klabunferstraße.

Sie betonte den Namen; aber die Gräfin achtete nicht darauf.

Ach so, die Mutter vom Maler. Ich habe schon von ihr gehört, es soll eine sehr brave Frau sein, Frau Fuchsius sprach auch von ihr. Es ist wunderbar, daß sich die Mutter des armen Narren und die des Malers gefunden haben. Frau Heinemann soll der andern so warm Trost zusprechen; aber diese arme Mutter war tief gebeugt. Aus der Irrenanstalt haben sie ihr geschrieben, sie dürste ihren Sohn nicht sehen. Er dichtet den ganzen Tag, will aber von keinem Menschen gestört werden.

Der arme Narr! wiederholte Lolo mitleidig, und Betty schwieg eine Weile.

Ihre Gedanken gingen zu Melitta. Sie war auch ein armer Narr gewesen. Nun schlummerte sie in der kühlen Erde, und nur noch wenige Menschen gedachten ihrer. Bald war sie und ihr Schicksal vergessen, wie der andre Narr in der Zelle des Irrenhauses. Gräfin Eberstein aber nahm sich vor, beide nicht zu vergessen.

Auguste wünscht ihre Aufwartung zu machen! meldete der alte Diener.

Haftig stand die Baronin auf.

Dieser Erbschleicherin wünsche ich nicht zu begegnen.

Dann ziehen Sie sich nur zurück! sagte Betty lachend.

So also stand nach einigen Minuten Auguste der Gräfin Eberstein allein gegenüber.

Sie trug Fräulein von Werkentins Kleider und hatte sich ihre Gangart so angeeignet, daß die Gräfin bei ihrem Eintritt beinahe erschrak, dann aber deutete sie auf einen Stuhl.

Setzen Sie sich, liebe Auguste.

Die also Aufgeförderte gehorchte und faltete ihre in hellem Leder steckenden Hände.

Ich bin gerade beim Umzug, gnädige Gräfin, sagte sie, und es war nicht leicht für mich abzukommen. Aber da gnädige Gräfin schickten und mich zu sprechen wünschten, so dachte ich, ich wollte es man lieber tun.

Das war brav von Ihnen, Auguste, erwiderte Gräfin Eberstein gemüthlich.

Ich weiß es von früher her, Sie konnten ganz brav sein!

Ich habe mir immer Mühe gegeben und meinem gnä Frölen treu gedient.

Auguste sagte das mit großem Ernst.

Sie ziehn jetzt in die Stadt?

Vorläufig, gnädige Gräfin. Hier darf ich ja nicht bleiben, obgleich die Wohnung noch leer stehn soll. Aber —

Sie haben Heiratsgedanken, nicht wahr?

Auguste rückte auf ihrem Sitz, die Augen der Gräfin sahen sie so scharf an.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sagte sie endlich weinerlich.

Natürlich ist es nicht gut. Besonders nicht, wenn man unangenehme Gedanken hat. Die Gräfin veränderte ihren Ton. Gestern bin ich auf dem Gericht gewesen und habe mir das Testament zeigen lassen, in dem Fräulein von Werkentin Sie zur alleinigen Erbin eingesetzt hat. Der Name von Fräulein von Werkentin ist nicht von ihr selbst geschrieben. Ich kenne ihre Unterschrift genau, und habe kürzlich Gelegenheit gehabt, ein Blatt Papier zu sehen, auf dem sie, etwa drei Wochen vor ihrem Tode, auch ihren Namen geschrieben hat. Ein Vergleich der beiden Unterschriften würde den Unterschied deutlich zeigen.

Gräfin Eberstein hatte scharf gesprochen; nun schwieg sie, und es wurde still im Zimmer. Draußen hörte man Moppi Wolfenradt mit seiner Mutter plaudern, über dem Gemach gingen leise Schritte hin und her. Das war Aftas Pflegerin, die sich um ihre Kranke bemühte. Heute ging es dieser ein klein wenig besser, und der Arzt prophezeite eine, wenn auch langsame Genesung. Aber gerade heute hatte er einen Zweifel ausgesprochen, ob die Abtissin jemals ganz gesund werden könnte. Dann also war es anzunehmen, daß Betty Eberstein doch noch einmal vor die Frage gestellt werden würde, ob sie das Kloster regieren wollte oder nicht. Würde sie es tun, und würde ihr gerade hier nicht Melittas Schatten manchmal begegnen? Betty trug keine Schuld an Melittas tragischem Ende; und doch — und doch — wenn sie ihr Liebe und Geduld gezeigt hätte, wenn — ja wenn — Unser Leben ist voll von Wemms! — Die Gräfin war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie Augustens Anwesenheit vergaß und jetzt, als sie ihre weinerliche Stimme hörte, zusammenschreckte.

Gnä Frölen hat immer gesagt, ich sollte alles von ihr erben, und Frau Baronin Lolo nichts. Weil Frau Baronin so weltlich war und soviel lachte. Und

ich hatte das Testament schon lange aufschreiben lassen, und zwei Zeugen standen schon darunter, und gnä Frölen ließ es sich vorlesen und sagte, es wäre gut. Und es lag immer in der obersten Kommodenschieblade, und gnä Frölen tat alles, was ich wollte.

Und da haben Sie Fräulein von Werkentins Unterschrift nachgemacht?

Auguste begann zu weinen. Gott, gnädige Gräfin, wie kann so was doch herauskommen, wo ich es doch keinem Menschen gesagt habe? Und wen geht es an, wenn gnä Frölen doch nur an mich denken wollte? Christian Lührsens ist auch so furchtbar neugierig gewesen, und ich weiß nicht mehr, wie alles kam. Da ich doch das schleichende Fieber hatte und manchmal etwas tat, was ich dann nachher vergaß, und —

Liebe Auguste — die Gräfin unterbrach sie. Ich freue mich, daß Sie ein so offnes Geständnis Ihrer Verfehlung ablegen, und habe es auch nicht anders von Ihnen erwartet. Denn ich kenne Sie schon lange und weiß, daß Sie im Grunde Ihres Herzens eine brave Person sind. Sie sind nur verdorben, weil das gnädige Fräulein Sie zu sehr verwöhnte, und Verwöhnungen können wir alle nicht vertragen. Es wäre mir nun ganz schrecklich, wenn Sie ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus wandern müßten, und ich weiß, daß die hochwürdige Frau Äbtissin, die, wie Sie wissen, schwer krank ist, noch kränker werden würde, wenn Ihnen, der langjährigen treuen Dienerin einer Stiftsdame von Wittekind, ein solches Schicksal bevorstünde.

Auguste war aufgestanden; dann ließ sie sich wieder auf ihren Stuhl fallen.

Gefängnis — Zuchthaus? Ihre Lippen stammelten das Wort. Gnädige Gräfin, gnädige Gräfin, helfen Sie mir!

Sie rang die Hände, und alle Würde fiel von ihr wie Staub von der Wand.

Ja, sehen Sie wohl, sagte Betty Eberstein. Nun merken Sie selbst, wie schnell die Sünde uns überkommt, und wie schwer es ist, ihre Folgen zu tragen. Heute, gegen Abend erwarte ich unsern Rechtsanwalt aus der Stadt. Er ist ein sehr verständiger Mann, und ich will ihm die ganze Sache vortragen. Er wird einen Rat wissen, und da ich Grund habe, anzunehmen, daß Baronin Lolo Sie nicht verklagen, ja daß Fräulein Elsie ganz gewiß für Sie sorgen wird, so ist es immerhin möglich, daß Sie diesmal noch mit einem blauen Auge davonkommen. Danken Sie Gott, daß die lustige Baronin Lolo ein so gutes Herz hat, und beten Sie täglich für sie!

Als Auguste nachher totenblaß durch den Kreuzgang schwankte, in den die Packerträger einen Teil von Fräulein von Werkentins Hausrat aufstürzten, kam ihr der Kutscher Christian entgegen.

Na, gnä Frölen, fragte er spöttisch. Soll nun wahrhaftig all der feine Kram in die Stadt?

Mit einer letzten Kraftanstrengung richtete sich die Dienerin auf.

Sie sind ein Trunkenbold, Christian Lührsens! Sie haben mich mit dem Wagen umgeworfen, und nun haben Sie mich verraten. Von mir kriegen Sie keinen Malaga wieder!

Zornig wandte sie sich von ihm, und er blieb stehn und kratzte sich hinter dem Ohre.

Kann ich das nun verstehen, oder kann ich das nicht verstehen? fragte er. Ihr Malaga war gut, setzte er hinzu. Aber — langsam ging er weiter. Was ich für Klein Fräulein tun konnte, mußte ich tun.

An diesem Tage erhielt Elisabeth Wolfenradt einen Brief von Wolf. Er war so lang, wie Baron Wolf noch niemals ein Schreiben abgefaßt hatte, und die junge Frau las ihn mit heißen Wangen und pochendem Herzen. Und obgleich sie noch immer schwach war, und Denken und Schreiben ihr schwer wurden, so antwortete sie doch gleich. — Von nun an flogen die Briefe zwischen dem Dovenhof und Moorheide hin und her, und was ehemals an Schreiben versäumt worden war, wurde jetzt nachgeholt.

Madame Heinemann aber war wieder in der Klabunkerstraße und verkaufte ihre holländischen Waren. Sie sorgte für ihren Sohn, der das Malen in Wittekind einem andern Kollegen überlassen hatte und nach Hamburg zurückgekehrt war, und betrachtete ihn manchmal nachdenklich. Denn Moïse war schweigsam geworden und nicht mehr so heiter wie vor seinem Aufenthalt im Kloster. Er hatte ein Atelier in einem andern Stadtteil und war sehr fleißig.

Früher tat er nix, und nu tut er zu viel! vertraute Madame Heinemann Fritz Feddersen an, der noch immer mit Moïse verkehrte, obgleich er nur ein gewöhnlicher Stubenmaler geworden war.

Fritz zuckte die Achseln.

Man muß abwarten, Madame Heinemann. Abwarten und Tee trinken.

Das war so seine Redensart, wenn er keine Antwort wußte, und Madame Heinemann schien damit zufrieden zu sein.

Aber sie sah doch ernsthaft die Straße entlang.

Mich deucht mannichmal, die Klabunkerstraße wird immer enger! sagte sie mit einem Seufzer, oder kommt es davon, daß ich bei die feinen Herrschaften auf Moorheide war?

Sie seufzte noch einmal.

Son klein süße Deern soll es sein! sagte sie so unvermutet, daß Fritz Feddersen sie erstaunt ansah.

Sie hatte eine Badepuppe in der Hand, und die erschien ihm nicht süß.

23

Der Herbst kam, und mit ihm viele Stürme und Regenschauer. Vor den Toren Wittekind's brauste der Wind, zerzauste die Bäume oder trieb den Nebel vor sich her. Und im Kreuzgang stöhnte und seufzte er oder riß an der Wetterfahne, daß sie aufschrie. Afta Wolffenradts Befinden wurde langsam besser; arbeiten aber mochte sie nicht mehr. Sie saß, in Kissen verpackt, am Fenster oder ließ sich, wenn die Sonne schien, in ihren Garten bringen. Dort stand sie dann einen Augenblick, sah die flimmernden Buchstaben an der Sonnenuhr und horchte in die Ferne. Im Klostergarten klangen jetzt oft Kinderstimmen. Sie gehörten den Moorheider Wolffenradts, die ihren Vetter Kurt besuchten. Es war notwendig geworden, daß Lolo und Elsie der Werkentinschen Erbschaft wegen noch eine Zeit lang in dem Kloster blieben, und da Moppi doch nicht immer allein sein konnte, so war es selbstverständlich, daß seine Verwandten ihn besuchten. Ruttger war immer noch nicht ganz frisch; aber die Ausfahrten taten ihm wohl und auch die Hochachtung, mit der sein jüngerer Vetter ihn behandelte. Rosalie begleitete die Kinder regelmäßig; sie war schon lange wieder hergestellt und bewegte sich im Kloster mit ehrfürchtiger Scheu. Doch war sie so vorsichtig und zurückhaltend, daß sogar Afta die frühere Bekanntschaft mit ihr erneuerte, und daß Baronin Lolo gern länger und eingehend mit ihr gesprochen hätte. Das war jedoch kaum möglich, und die Damen wunderten sich manchmal darüber, daß es „heutzutage“ noch so bescheidne Wesen geben könnten.

Sie ist aus der Klabunkerstraße! sagte Elsie wohl mit einem gewissen Selbstgefühl, und Baronin Lolo sprach eilig von andern Dingen. Von Elisabeth zum Beispiel, daß sie sich nur langsam erholte und noch niemals den Wunsch ausgesprochen hätte, das Kloster zu besuchen. Das war ganz richtig. Elisabeth mußte erst wieder innerlich zur Ruhe kommen; noch konnte sie nicht alles vergessen, was sie selbst und was andre an ihr gesündigt hatten. Daß das Leben in gedämpften Farben vor ihr lag, war nicht zu verwundern; aber sie ahnte, daß es ihr noch viel Gutes geben würde. Und eine Ahnung des Glücks ist oft besser als eine Gewißheit.

Die Erbschaftsangelegenheit ordnete sich zur Zufriedenheit. Auguste hatte plötzlich auf den Nachlaß von Fräulein von Werkentin verzichtet, zu derselben Zeit, wo Baronin Lolo den letzten Willen ihrer Tante, den hinter dem Bilde gefundenen

Zettel, dem Gericht übergab. Als nächste Erbin erkannte sie die Rechte ihrer Tochter an und vermied dadurch viele überflüssige Weiterungen.

Es war ein dunkler, milder Herbstabend. Baronin Lolo hatte im Abtissinnengemach mit Gräfin Eberstein allerlei Geschäftliches erledigt; nun ging sie durch das große Gartenzimmer, um ihre Tochter zu suchen.

Hier brannten große Lampen; Elsie war aber nicht da. Als die Baronin aus der offenstehenden Gartentür trat, sah sie das junge Mädchen auf der Terrasse stehn und in die Dunkelheit schauen. Das helle Lampenlicht fiel in ihr ernsthaftes junges Gesicht, und ihre Mutter stand einen Augenblick still und sah sie an. Dann ging sie rasch auf sie zu und legte ihren Arm in den der Tochter.

Nun, Mausl, sagte sie scherzend, wie geht's? Ich muß dir Glück wünschen; Tante Amalie hatte mehr Geld, als wir dachten, und es ist alles dein. Auguste hat sich schließlich ganz brav benommen, und sie erhält von dir eine hübsche Rente.

Langsam ging die Baronin mit ihrer Tochter auf und nieder. Dabei plauderte sie lebhaft weiter.

Nun kannst du reisen, Mausl, die Welt sehen und ihre Herrlichkeiten, und was du dir wünschst, kannst du erhalten.

Was ich mir wünsche? Elsie blieb stehn und sah in den dunkeln Herbsthimmel. Plötzlich brach sie in Tränen aus.

Was hast du, Kind? Die Baronin umfaßte sie zärtlich. Sage es nur. Bin ich jemals eine Rabennutter gewesen?

Es dauerte eine Weile, ehe Elsie sich ausgeweint hatte. Dann legte sie den Kopf auf Lolos Schulter.

Darf ich nicht einmal die Klabunkerstraße sehen? fragte sie leise.

* * *

Lieber Felix, so schrieb die Baronin eine Woche später an ihren Mann, ich hoffe, du wirst dich nicht wundern, wenn ich dir erzähle, daß deine Frau und deine Tochter Elsie in Hamburg und auch in der Klabunkerstraße gewesen sind. Du wirst die Straße nicht kennen, und wenn ich dir beschreiben sollte, wo sie liegt, würde ich es nicht können. Aber sie ist in der großen Handelsstadt zu finden, hat spitze Häuser und soviel Kinder, daß ich zuerst dachte, man könnte eins tot-treten. Ich habe es nicht getan. Ich habe Madame Heinemann besucht, die den holländischen Warenladen an der Ecke der Paulinenterrasse hat, und von der die ganze Straße kauft. Sie hat ein gutes Geschäft; Herr Schlüter sagt es auch, und er muß es wissen, denn er läuft den ganzen Tag in der Klabunkerstraße umher und ärgert sich über den neuen Milchmann, dessen Rahm so dünn ist, und dessen Hund nicht einmal Tiras, sondern Miesche heißt. Ist Miesche ein Hundename? Ich weiß es nicht; aber die Klabunkerstraße sagt, das kann angehn, und die Klabunkerstraße muß es wissen. Ich habe also Madame Heinemann besucht, dieselbe Frau, die ich schon einmal auf Moorheide kennen gelernt habe. Vor zwei Monaten, als ich mich nach Elisabeth umsehen wollte, aber nicht angenommen wurde. Damals unterhielt ich mich mit Frau Heinemann, die zum Helfen und Stützen nach Moorheide gekommen war und so gut half und stützte, daß bald alles wieder in Ordnung kam. Jetzt wird alles noch mehr in Ordnung kommen, denn Wolf und Elisabeth werden sich gewiß so bald wie möglich von neuem vereinen und alles das nachholen, was sie gegenseitig aneinander versäumt haben. Die Klabunkerstraße hat ihren Anteil am Schicksal der zwei Menschen; deshalb wollte ich sie gern kennen lernen und auch deswegen, weil sie die Arme nach uns streckt. Nach mir und dir, lieber Felix. Sie fragt nicht nach unsern alten Wappenschildern, nicht nach den Taten unsrer mehr oder minder ruhmreichen Ahnen, sie sieht uns an mit lächelnden kleinen Augen und greift nach unsern Herzen. Deshalb gerade bin ich einmal zu ihr gegangen, bin auf ihrem holprigen Steinpflaster gewandelt und auf ihren alten Treppenvorsätzen gesessen. Es gibt Stunden, wo es still darin

ist. Dann sind die Kinder in der Schule, die Großen bei der Arbeit. Aber nahe dabei rauscht die große Stadt; die Schornsteine qualmen, die Pfeifen rufen, und das unruhige Wasser des großen grauen Stromes steigt und fällt. Wie die Geschlechter steigen und fallen, und die Menschen kommen und gehn. — Lieber Feltz; ich hoffe, du hast dein Herz bald auskuriert, und wir besuchen dann gemeinsam Madame Heinemann in der Klabunkerstraße und lassen uns von ihrem Sohn Alois erzählen. Er wird jetzt nach München gehn, und Elsie ist ganz vernünftig, sagt nichts und klagt nicht, spielt mit Moppi und hat eine lange Zeit vor Madame Heinemanns Haus und dann in dem Garten gestanden, der kein Garten ist, und in dem Alois doch sein erstes Bild gemalt. Ja, Elsie ist vernünftig, und ich bin es auch; aber die Klabunkerstraße ist nun einmal da und streckt die Arme aus. Lieber Feltz, ich glaube, wir werden uns beide von ihnen umfassen lassen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

„Aus der Vergangenheit.“ Unter dieser Überschrift veröffentlichen die „Hamburger Nachrichten,“ einer Unregung aus Leserkreisen folgend, die bekannten Schreiben, die Kaiser Wilhelm der Erste am 3. September 1873 an Papst Pius den Neunten und am 18. Februar 1874 an Lord Odo Russell in London gerichtet hat. Lord Russell hatte dem Monarchen die Sympathieresolutionen einer großen Londoner Versammlung zu der Haltung übermittelt, die der Kaiser und seine Regierung in dem damaligen Kampfe gegen die Herrschaftsansprüche der römischen Kirche eingenommen hatten. Beide Schriftstücke, zumal das erste von ausgesprochen offiziellem Charakter, sind hervorragende Denkmale aus der Regierungszeit unsers ersten Kaisers, sein Brief an den Papst Pius den Neunten wird immer einen Ehrenplatz unter den vielen weltgeschichtlichen Kundgebungen behaupten, die von dem unvergeßlichen Monarchen ausgegangen sind. Wenn aber die „Hamburger Nachrichten“ hinzufügen, jene Briefe seien ein unvergängliches Denkmal jener Zeit, „wo unser Volk und seine Führer fest zusammenstanden in der Erkenntnis dessen, was ihm heilsam und gemäß sei und in dem festen Willen, dies und nichts andres zur Richtschnur der Politik zu machen,“ so läßt sich dazu doch wohl bemerken, daß „unser Volk“ in diesem Sinne höchstens den protestantischen Teil umfassen dürfte, und nicht einmal diesen, denn es ist bekannt, daß der damalige Kultusminister Dr. Falk weit mehr den Anfeindungen und der Gegnerschaft protestantischer als dem Hass katholischer Kreise erlegen ist.

Davon ganz abgesehen, muß man aber doch fragen, was mit dem Wiederabdruck der beiden Briefe im gegenwärtigen Augenblick eigentlich bezweckt werden soll? Pius der Neunte ist längst nicht mehr am Leben, auch schon sein Nachfolger Leo der Dreizehnte nicht mehr, zwischen dem Deutschen Reich oder Preußen und dem jetzigen Papst Pius dem Zehnten besteht kein Kampf. Wir stehn vielmehr zum Vatikan und zur römischen Kirche auf dem Boden eben jenes Kirchenfriedens, den derselbe Fürst Bismarck geschaffen, aus dessen Feder jene beiden Briefe stammen; derselbe Fürst Bismarck, der den Papst Leo den Dreizehnten zum Schiedsrichter in der Karolinenache anrief, und der vom Papste den Christusorden empfing, den dieser sogar Herrn Windthorst versagt hat. Fürst Bismarck hat dann in seinem (französischen) Dankschreiben vom 13. Januar 1886 dem Papst den unermesslichen Dienst erwiesen, ihn mit „Sire“ anzureden und damit die souveräne Stellung des Papsttums vor aller Welt neu anzuerkennen, allerdings wohl in dem Gedankengange, daß sich der Schiedsrichter zwischen zwei souveränen Mächten selbst in